

Nr. 186. Bromberg, den 15. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn**. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Ein schmales Gesteinsband führte zum Artilleriebeobachterstand der Hilfsbatterien. Rottenmanner hatte keine Hoffnung mehr, den jungen Kadetten dort anzutreffen. Allerdings hätte der an seiner Stellung vorbeigehen müssen und wäre vom eigenen Nachtposten gesehen worden.

Es tat ihm leid — er hatte den ganz gut Deutsch sprechenden Ungarn gern gehabt; drei Monate saßen sie beide nun schon hier zwischen den Felstrümmern und hatten sich aneinander gewöhnt.

War stille Zeit, so saß der Artillerist vor seinem Schlafloch und las. Er las Bücher, die ihm sein Bursche von Zeit zu Zeit mit der Post von unten brachte. Während die Maschinengewehrschützen die Feldpost nicht mit Briefschreibereien beschwerten, bekam der Ungar jeden zweiten Tag einen Brief. Das wunderte den Toni. Wer in aller Welt konnte so viel Zeit aufbringen, um jeden zweiten Tag einen Brief zu schreiben?

Drinnen in der engen Kaverne, wo der Ungar schlief, sah es ganz anders aus als in der seinigen. Da war ein Schlafsack, der war mit schwarzem kurzem Lammfell gefüttert, dort drinnen schlief der Junge seine kurzen, schweren und oft unterbrochenen Nächte. Am meisten wunderte sich der Rottenmanner über ein kleines Gummiwaschbecken.

Er und seine Leute gingen mit der Körperpflege nicht sehr genau zu Werke. Wasser war hier oben das Kostbarste, was es gab. Der Fels war wasserarm. Jeder Tropfen mußte heraufgeschleppt werden. Und man brauchte das Wasser meistens für die Kühlbehälter der Maschinengewehre. Ginge es einmal aus, dann war es Essig mit der Schießerei. Daher waren der Toni und auch seine Leute wahre Geizhälse, die das vorhandene Wasser wie einen kostbaren Schatz bewachten. Die gefüllten Reservekannen waren heilig — tabu — wenn der Toni dieses Wort je gehört hätte.

Und doch war es einmal bei einem mehrtägigen Kampf, wo das scheußliche Sperrfeuer der englischen und französischen Batterien eine Verbindung nach rückwärts und in das Tal hinab unmöglich machte, vorgekommen, daß das Kühlwasser zu Ende war.

Da war der Toni zum Artilleristen gegangen und hatte Wasser verlangt. Der gab ihm alles, was er hatte — eine Kanne voll und auch das ganz reine Wasser aus dem gefüllten Gummibecken. Nur das Wasser aus einem Glase, darin eine Zahnbürste stand, das gab er nicht. Er entschuldigte sich beim Toni deswegen und sagte, daß er alles entbehren könne, nur die Zähne müsse er sich mit dem Wasser putzen.

Merkwürdig — der Toni und seine Holzknechte putzten sich die Zähne nie; hatte man überflüssiges Wasser, dann nahm man einen Mundvoll und spülte sich aus — mehr war wohl nicht nötig, um die tadellosen Gebisse dieser Gebirgsmenschen in Ordnung zu halten.

Dann war noch an einem Stückchen Brett in der Felswand der Kaverne mit flachem Nagel eine Photographie befestigt — das Bild einer älteren Frau. Sie hatte dieselben Augen wie der Junge und einen ebensolchen kleinen Mund. Wohl seine Mutter. Die Augen erinnerten den Toni dunkel an die seines Sohnes.

Verteufelt jung war der Ungar, wohl kaum neunzehn Jahre. Klein und schmächtig war er auch. Der Krieg mußte für ihn eine schwere Sache sein. Aber er klagte nie. Als der Rothschädel wieder einmal vom Urlaub ein ordentliches Stück „Hausgeselchtes" in die Stellung brachte, hatte der Rottenmanner dem Artilleristen ein Stück „zum Kosten" gebracht. Damals war es das erstemal, daß der Junge lächelte. Lächelte, wie ein Schulbub lächelt, dem man ein Stück Kuchen gibt.

Jedenfalls hatte der Toni dem jungen Kameraden ohne weitere Umstände mitten hinein in seine eigenen Sorgen und Nöte einen Platz eingeräumt . . .

Es wäre ihm wohl leid geworden, wenn der Junge ohne Abschied davon wäre . . .

Aber Ladislaus von Meszlényi, der Beobachter der Hilfsbatterien, war nicht fort. Als der Toni eintrat, saß er neben dem Telephonapparat und hatte den Kopf in beide Hände vergraben. Er weinte . . .

Dem schlachtengewohnten Korporal Anton Rottenmanner, Besitzer der goldenen Tapferkeitsmedaille, gab es einen Stoß im braven Herzen. Er legte seine große, verwitterte Holzknechtsfaust auf die Schulter des Ungarn.

„Na — nach — Buberl", sagte er unsicher, „was is denn? Hast am End' schlechte Nachrichten von z'Haus?"

Der aber schüttelte den Kopf —

Nein — keine schlechte Nachrichten von daheim — aber — die Batterien antworten nicht — seit dem Morgen rief er schon ununterbrochen — gewiß sei ein Unglück passiert —

Er blickte den Toni verstört an. Dieser Knabe, der seine Pflichten jederzeit erfüllt hatte wie ein ganzer Mann, sah jetzt aus wie ein hilfesuchendes Kind, und wieder war es dem Rottenmanner, als blickten ihn aus diesen Augen die seines fernen Buben an. Er hockte sich nieder und nahm die Hand des Kameraden.

„Mußt net gleich das Schlechteste glauben", sagte er. „Mußt halt mit mir und die Meinigen abwarten, was kommt. Ich verlaß dich net. Ja — es is wahr — die Batterien müssen in der Nacht fortgangen sein. Auch die Dreier-Schützen sein schon am Sprung. Auf der drübrigen Seiten von der Brenta is auch was net in Ordnung. Was aber auch sein wird, Buberl, auf den Rottenmanner und seine Holzknecht kannst dich ganz und gar verlassen!"

Wirklich, es mußte Trost und Aufrichtung in der tiefen Stimme des starken Mannes liegen. Denn der Kadett beruhigte sich und wurde wieder, was er war — ein ganzer Mann.

Der Toni sagte noch:

„Ich schick dir den Peter Zinner, der soll jetzt bei dir bleiben, daß dich net so einsam fühlst — dein Loch is gar zu duster."

Er erhob sich, um von seiner Leitung aus die telephonische Verbindung mit der Munitions- und Verpflegungsstaffel unten in Cismon zu suchen. Meszlényi schüttelte dem Rottenmanner die Hand.

„Ich bleibe, so lange ihr bleibt", sagte er. „Was soll ich auch allein da unten! Wer weiß, wo meine Batterien schon sind — aber — warum haben sie mich vergessen?"

Man sah es dem Jungen an, daß dieses „Vergessen", das er nicht verstehen konnte, in seinem Herzen bohrte.

„Na", sagte der Rottenmanner, „die Hauptsach' is, daß ich dich net vergiß. Kannst auf mich rechnen, Bub. Wenn's Zeit is, hol ich dich schon. Und den Peter schick ich gleich. Er red't net viel, aber er is a braver Kerl, der wird schon auf dich aufpassen!"

Dann ging er in sein Loch zu seinen Leuten.

*

Die Zweite MG-Abteilung war nach vierjähriger ruheloser Wanderung am Felsplateau des Monte Asolone gelandet. Vier Jahre wanderten sie. Sie hatten sich in schwarze, fette westrussische Erde eingebohrt, hatten Sumpfstellungen bezogen, wo das faulige Wasser in den gestützten Gräben bis an die Bäuche ging, hatten unter brennender Hitze, unerträglicher Kälte, strömendem Regen und wirbelndem Schneegestöber ihre Maschinengewehre sprechen lassen. Selten kam ein Wort der Klage über die bärtigen Lippen der Männer.

Vier Jahre — es wurde unerträglich. Und jetzt saßen sie am Felsen. Gewachsener Fels, der keine deckenden Gräben duldete. Harter Fels, der Tod und Verderben sprühte, den Stahlhagel aufschlagender Granaten hundertfach mit sausendem Gestein verstärkte, das gräßliche, zackige Wunden riß und den Getroffenen für Lebenszeit verunstaltete.

Truppen über Truppen waren vor ihnen am Asolone gewesen. Hier hatten sie gestanden unter dem flankierenden Feuer der italienischen Schlüsselstellung auf dem Monte Grappa. Wiederholt hatte das Felsplateau den Besitzer gewechselt. Noch in der Weihnachtswoche hatte es hier ein erbittertes Ringen gegeben, von dem viele unbegrabene Opfer zeugten. Wo auch begraben? Man warf sie in verlassene Kavernen oder in Geschoßtrichter . . .

Und alle diese Truppen hatten den Berg angebohrt, durchwühlt, um nur Schutz gegen das verheerende Feuer zu finden. Kavernen — Unterstände — Schlaflöcher — alles im Felsen. Es stank in diesen Schutzkellern nach Generationen von Soldaten. Die Läuse und Ratten waren das Furchtbarste. Dysenterie und Ruhr hatten diese Orte verseucht. Der schnalzende, zähe Dreck am Boden war ein Kapitel für sich. Langsam kam Ekel — Überdruß. Haß stieg auf gegen diesen Berg, der sie gefangenhielt mit steinernen Klauen. Wohin man sah, baumlose oder baumberaubte Felsenwüste, verhängt mit nassen Wolken, selten überspült von Sonnenstrahlen.

Das Gemüt rebellierte. Hatte der Gegner Munitionsüberschuß, was ja immer der Fall war, so schoß er — dann mußte man hinab in das dunkle Loch, saß dort, stierte den Felsen an, den man haßte.

Wissen die Leute im Hinterland, was eine Kaverne ist?

Kaverne — der technische Ausdruck für einen in den Felsen gebohrten tiefen Keller, der bombensicher sein soll, es aber im gegebenen Augenblick manchmal nicht ist. Fällt ein schweres Steilfeuergeschoß — man denke sich eine 30,5-Zentimeter-Stahlgranate — durch Zufall auf die natürliche Felsendecke einer solchen Kaverne, dann kann es vorkommen, daß der ganze Keller bis auf die Grundtiefen erschüttert wird, Fels und Gestein im Innern bersten und splittern. Der tote Felsen wird lebendig, bewegt sich, verschiebt sich, und plötzlich hat sich vielleicht der schlauchartig in die Tiefe führende Hals des Loches geschlossen . . .

Da hilft kein Herrgott — die unten hausenden Höhlenmenschen sind begraben, es gibt keinen Ausweg, und da heißt es halt sterben.

Dann heißt es „Vermißt", weil man die Männer niemals mehr findet — sie kehren nicht mehr zurück, sind ausgelöscht, und Mütter, Frauen und Bräute weinen.

In einen solchen Eingangsschlauch ließ sich der Rottenmanner auf dem Hintern rutschend hinunter. An der Seite gab ein rostiges Stahlseil Halt. Es ging wie vor alters in eine Bergwerksgrube. Rötlicher Lichtschein von einigen dünnen Kerzen tanzte an den Felswänden der Kaverne. Der Schatten der unten an den Wänden hockenden Gestalten schob sich wie ein schwarzes Ungeheuer umher. Die Kaverne war weder groß noch klein — groß genug, um sieben ausgewachsenen Gebirgsmenschen Schutz gegen Wetter, Sturm, Regen, Schnee und Granathagel zu gewähren, klein genug um den Schlaf zu einer qualvollen, verkrümmten Angelegenheit zu gestalten, den Schlaf, der einzig barmherzig war in dieser schweren Zeit.

Da lag hinter jedem Manne der gefüllte Rucksack als Kopfkissen. Da waren am Felsen die geladenen Karabiner griffberit, daneben der Brotsack mit den Handgranaten. Stahlhelm auf dem Kopf, Gasmaske um den Hals, so saßen sie da. Dünne, abgeschabte Decken, zerrissen und voll Ungeziefer, um den Körper gewickelt. Ein Hohn auf die blütenweiße Weiche eines Hinterlandsbettes. In einer Ecke des Loches der Telephonapparat, dessen Drähte aus dem Kavernenhals in das Freie liefen.

Gefüllte Wasserkannen. Leere Konservenbüchsen. Verschimmeltes Maisbrot. Ausgeschossene Patronengurte, die der Füllung harrten. Gestapelt die Kisten mit der MG-Munition. Eine kleine Kiste mit Sprengstof, Zündschnüren und Kapseln. Ein paar krepierte Ratten, die man eben mit dem Absatz totgetreten hatte. Und Läuse — Läuse — Läuse . . .

Die Männer glichen den Urmenschen. Wilde Bärte, zottiges Haar, der Blick tot und stumpf, die Fäuste von Felsstücken verwundet, aber kraftvoll und kampfbereit. Das Leben im unterirdischen Loche hatte die Gesichter gebleicht, graue Haut sah durch die Haarwildnis.

Irgendwo in der Ecke lag ein zottiges schwarzes Ungeheuer — ein Hund. Seine funkelnden Augen waren starr auf den Eingang gerichtet. Er wartete auf seinen Herrn, der eben den Kavernenboden erreicht hatte. Der Hund rührte sich nicht. Nur der buschige Schwanz trommelte.

Vier Männer und ein Hund warteten auf den Toni Rottenmanner.

Da war zuerst der Peter Zinner, den wir schon kennen. Und es ist nun an der Zeit, auch die anderen Insassen dieses Loches vorzustellen .

Links saß einer mit einem roten, struppigen Bart. Er wirkte in der Ruhe der Erscheinung wie ein Felsblock.

Der Infanterist-Maschinengewehrschütze Heinrich Fiederer war, was Vorleben und geheime Leidenschaften betrifft, ein Vetter vom Peter Zinner. Auch er war angeblich Holzknecht, das heißt, er arbeitet wohl im Winter im Hochforst. Tagsüber wohlverstanden. Des Nachts trieb er sich in den Wäldern umher und „zählte" die Hirsche. Er war ein ebenso vorzüglicher Schütze und Draufgänger wie sein Konkurrent, der Zinner. Zweimal hatte er sich die große „Silberne", zweimal die kleine verdient. Verwundet war er auch. Der Fiederer hätte einmal Gefreiter werden sollen. Er wurde aber vom k. u. k. Feldgericht wegen besonderer Frechheit gegen höhere und Vorgesetzte (den inspizierenden Divisionär) zu zwei Monaten Garnisonarrest, abzusitzen nach dem Kriege, verurteilt. Da war's natürlich mit der Rangerhöhung Essig. Im Kampfe war er gleichgültig gegen jede Gefahr, wenn er nur seine Pfeife im Maule hatte und rauchen konnte.

Achtundzwanzig Jahre alt, stand er vor dem Kriege im Rufe eines Don Juan, was auch verschiedene Söhne und Töchter bei diversen Almerinnen bewiesen.

Jetzt saß er da, hatte die Pfeife im Munde und sah nichts weniger aus als ein Frauenjäger. Seine ehemaligen Freundinnen hätten sich wohl gewundert, wenn sie ihn so gesehen hätten.

Der Fiederer war engstens befreundet mit Wenzel Kralizek, der Munitionsträger und Meldegänger bei der Abteilung war. Auf dem Kralizek wird noch zurückzukommen sein. Jetzt nur soviel, daß der kleine Schneider dem Fiederer in Galizien ernsthaftest das Leben gerettet hatte und die beiden seitdem unzertrennlich waren. Sie zankten sich ununterbrochen und konnten einer ohne den andern nicht leben.

Neben dem Fiederer saß einer, der sich auf höchst verdächtige Weise kratzte. Der Bauer und Holzarbeiter Mathes Ladenhausen kämpfte eben wieder vergeblich gegen das kleine Getier, das die Kaverne samt dem lebenden Inhalt in Besitz genommen hatte. Er war dreißig Jahre alt, jung verheiratet (was man halt so jung verheiratet heißt — einen Monat vor Kriegsausbruch war die Hochzeit), immer traurig und vom Heimweh nach seiner Aloisia ge-

plagt. In den vier Jahren war er nur einmal daheim, da er sich schwer von seinen Kameraden trennen konnte. Er fluchte gotteslästerlich auf den Krieg und ist begeistert, daß ihm dieser verdammte Krieg so gute Freunde geschenkt hat. Er ist mittelgroß, sehr stark und breit, war einmal verwundet und besitzt die große und die kleine „Silberne".

Der vierte im Bunde ist der Schneider — eigentlich Flickschneider — Wenzel Kralizek, mit dem wir uns näher beschäftigen wollen. Der Kralizek war durch einen Zufall in die obersteirische Welt gefallen.

Vor vielen Jahren war ein armes, abgerissenes Paar auf der Wanderschaft und der Suche nach Arbeit in das kleine Gebirgsdörfchen am Hohen Tauern gekommen. Sehr arm waren sie und die Frau schwanger. Das Bergsteigen tat ihr gar nicht gut, und vor dem Pfarrhofe hockte sie sich nieder — die ersten Wehen setzten ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tattergreis.

Skizze von Hans Riebau

Das Wetter war sehr ungünstig. Die Wolken hingen wie riesige Wattebäusche in der Luft. Über der Wiese neben der Gasanstalt brätete die Hitze.

Das Barometer fiel. Aber da die Ballonjagd nun schon zweimal ins Wasser gefallen war, wollte Henrik Kogge, der den Ballon selbst führte, nicht zum dritten Male abblasen. „Also, es kann losgehen, meine Herrschaften!" rief er.

In diesem Augenblick trat Henrik Kogge senior, ein Mann von fünfundsiebzig Jahren, an die Gondel heran. „Wie ist es, mein Junge", hüstelte er, „nimmst du mich ein bißchen mit?"

„Aber Großvater", lächelte Henrik, „das ist wirklich ein guter Witz."

„Kein Witz", schüttelte der Großvater den Kopf. „Was ihr da macht" — der Alte zeigte mit dem Spazierstock auf den Ballon, auf die Gasschläuche, auf die wartenden Autos — „ist Unfug und Dummheit. Warum aber darf man, wenn man über siebzig ist keinen Unfug und keine Dummheit mehr mitmachen?"

Die jungen Leute lächelten . Irgend jemand flüsterte seinem Nachbar ein Wort ins Ohr: „Tattergreis!" Aber er hatte zu laut geflüstert. Herr Kogge senior drehte sich herum .

Henrik gab, um die Szene abzubrechen, kurz entschlossen das Startsignal.

*

Der Ballon stand unbeweglich in der Luft. Ebenso unbeweglich warteten — auf der Landstraße — vierzehn Automobile.

„Schöne Ballonjagd", schimpfte Cornelius, der im ersten Wagen neben Henriks Großvater am Steuer saß. „Zweimal verregnet uns die Geschichte, und jetzt steht die Gasblase da oben wie ein Fixstern und grinst uns an."

„Und sie bewegt sich doch!" lächelte der Großvater. Er zeigte auf den Ballon, der plötzlich anfing, wie ein Perpendikel zu wackeln.

„Jawohl", nickte Cornelius und ließ den Wagen langsam anfahren, „er bewegt sich, aber er bewegt sich leider von oben nach unten."

*

Eine Stunde lang schob sich die Kette der Wagen langsam die Landstraße entlang. Da war nichts zu jagen und nichts zu suchen. Der Ballon stand prall und grell beleuchtet im Raum und verlor von fünf Minuten zu fünf Minuten an Höhe.

„Wollen Sie die aufregende Jagd nicht aufgeben?" fragte der alte Herr Kogge.

„Herzlich gern", sagte Cornelius und gähnte, „aber hier kann Erik nicht landen. Diese lächerliche Hochspannungsleitung muß er mit seinem Gummisack erst überwunden haben, wenn nicht . . ."

Cornelius stockte. Seine Augen, die gleichgültig schräg nach oben geblickt hatten, wurden starr und hart: der Ballon, von einer starken Fallbö gepackt, bewegte sich plötzlich mit großer Schnelligkeit im Winkel von fünfundvierzig Grad nach unten und unmittelbar auf die Hochspannungsleitung zu.

*

„Die Fallgeschwindigkeit läßt nach", sagte Cornelius, das Fernglas vor Augen, „aber die Richtung bleibt. Es ist, als wenn die Leitung den Ballon wie ein Magnet anzöge."

Die Wagenkette stand vor einem Gasthaus. Das große goldene Schild wirkte in diesem Augenblick wie bittere Ironie: „Zur schönen Aussicht."

Die Teilnehmer hatten sich erregt zusammengeschart und starrten auf den Ballon, der langsam und immer langsamer, aber nach wie vor in genauer Richtung auf die gefährliche Drahtleitung zutrieb .

„Es muß doch etwas geschehen!" rief der dicke Kommerzienrat Walleder. „Wir stehen hier herum und . . ."

„Ruhe! Nur Ruhe", sagte ein anderer. „Die beiden haben doch Fallschirme. Wenn es schlimm wird, springen sie ab. Was soll passieren?"

Cornelius stand noch immer mit dem Glas vor den Augen. „Es kann schon leicht schlimm werden" murmelte er, „die Gefahr, mit dem Fallschirm in die Leitung zu kommen, ist haargenau gerade so groß wie die Möglichkeit, mit dem Ballon noch eben daran vorbeizuschlittern. Immerhin verstehe ich nicht, warum Erik jetzt nicht Gas abläßt."

Ein aufgeregtes Stimmengewirr erhob sich, und die Frage, was denn nun zu geschehen habe, wurde immer von neuem gestellt.

Cornelius drehte sich um. „Herr Kommerzienrat", sagte er, „Sie haben den schnellsten Wagen. Sie fahren sofort . . ."

Ein Schrei unterbrach ihn. „Zu spät!" rief der dicke Walleder. Der Ballon, wiederum von einer Bö erfaßt, schoß nunmehr mit rasender Geschwindigkeit auf die Hochspannungsleitung zu.

Cornelius stand wie versteinert. Dann riß er sich zusammen, drehte sich um: „Herr Kogge", sagte er, „Erik — bitte, gehen Sie doch in die —". Er brach den Satz ab. Der alte Kogge stand da, ein feines Lächeln um den Mund, und verfolgte die Fahrt des Ballons, als ob gar nichts Besonderes geschehen sei und als wenn es nicht Erik, sein Enkel, wäre, der da oben dem sicheren Tode entgegentrieb.

Alt, wunderlich und wohl schon ein wenig kindisch!" dachte Cornelius. Bevor er aber den alten Herrn ins Haus führen konnte, ertönte ein zweiter Aufschrei: „Jetzt!"

Die Gondelleinen hatten sich in der Hochspannungsleitung, unmittelbar neben einem der eisernen Maste verfangen. Der Ballon hing fest. Aber das, was die vierzig vor Entsetzen erstarrten Augenpaare der Fahrtteilnehmer erwarteten, geschah nicht. Keine Stichflamme schoß empor. Kein Funke. Kein Knall zerriß die Luft. Der Ballon schaukelte träge hin und her, als wäre es ein Ankermast, an dem er hing, und nicht der Träger von zwölf Kabeln, deren jedes von 500 000 Volt-Strömen durchflossen wurde.

Als die Fahrtteilnehmer, über das junge Kartoffelfeld laufend, den Ankermast erreicht hatten, war Erik schon im Abstieg begriffen.

„Außerordentlich praktisch", lachte er, als er unten war. „um uns Luftschiffern die Notlandungen zu erleichtern, haben die Elektrizitätswerke ihre Masten vorsorglicherweise mit Eisenleitern versehen."

Den andern war noch nicht nach Lachen zumute. „Lieber Junge", sagte Cornelius, und seine Stimme klang wie Blech, eine Angst haben wir ausgestanden, eine Angst! Wie konnten wir annehmen, daß ein Wunder geschehen würde, ein richtiges, ausgewachsenes Wunder? Nur dein Großvater schien geahnt zu haben, daß es noch einmal gut ausgehen würde, nicht wahr, Herr Kogge?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nein" sagte er, und seine Augen blickten jung und fröhlich über die Schar der aufgeregten Ballonjäger. „Tattergreise, meine Herrschaften, glauben nicht an Wunder. Aber während Ihr den Ballon anguцktet, der auf die Hochspannungsleitung zutrieb, habe ich das Kraftwerk antelephoniert und den Strom ausschalten lassen."

Schiffe ohne Hafen.

Kunde vom Fliegenden Holländer.

Von J. Kliche.

Wieder einmal saßen wir in der Hafenschenke „Zum grauen Seehund". Auf dem runden Tisch dampften die dicken Groggläser, und aus dem eisernen Kanonenofen stömte behagliche Wärme.

Die Rede kam auf die mancherlei vermißten Schiffe, von denen in den Zeitungen der Hafenstädte so oft zu lesen ist. Den Grund hierfür bot die noch immer nicht erfolgte Rückkehr von Klaus Hansen, dessen Schiff längst fällig war. „Ich fürchte, wir werden unsern guten Klaus nicht wiedersehen", bemerkte der alte Kapitän Matthießen. „Entweder ist die „Wesernixe" mit Mann und Maus gesunken oder sie trudelt als Gespensterschiff in irgend einer verlassenen Gegend umher."

Die Worte des erfahrenen Kapitäns machten mich neugierig. Gespensterschiff — gab es denn sowas? Nun, Matthießen kannte mich schon lange, so bedurfte es nur eines Anstoßes mit neugefüllten Gläsern, und ein kleiner Vortrag war im Gange.

„Um die Schiffahrt blüht viel Romantik", begann der Vielerfahrene und Vielgefahrene. „Das ist auch in unseren Tagen, wo die Meere übersichtlicher geworden sind und die Funknachricht ihre Rolle spielt, so geblieben. Gespensterschiffe — ganz gewiß gibt es die, und fast jeder alte Seemann hat schon welche gesehen. Oder, was glauben Sie, was aus den Schiffen wird, die draußen Panne haben, von denen die Besatzung sich retten konnte, die aber nicht immer sinken? Beispielsweise die doch in ihrer Mehrzahl noch immer aus Holz gebauten Fischdampfer oder die Segelkähne? Man darf dabei freilich nicht an ein eisengepanzertes neuzeitliches Kriegsfahrzeug denken.

In der Biskaya bemerkten wir einmal ein schwimmendes Wrack, das von weiten gar nicht den Eindruck eines solchen machte. Erst bei näherem Zusehen entdeckten wir, daß bei dem Schiff einiges nicht stimmte. Es schaukelte hin und her, anscheinend hatte es viel Zeit oder kein bestimmtes Ziel. Und das ausgerechnet in dieser deftigen Gegend, wo der Klabautermann immer hinter einem her ist. Wir waren natürlich neugierig, setzten ein Boot aus — das Wasser war um diese Zeit ruhig —, stiegen drüben an Deck und, was meinen Sie, was wir zu sehen kriegten? Das Schiff war in seinem Innern in Ordnung. Es standen sogar noch Lebensmittel umher. Dagegen war kein Lebewesen auf dem Kahn zu entdecken. Am Bug stellten wir eine starke Kollision fest, das Schiff muß also vom Sinken bedroht gewesen sein, die Besatzung ward von dem anderen Kasten, mit dem es zusammengerannt war, übernommen, während man das beschädigte seinem Schicksal überlassen hatte. Offenbar ist der Kasten dann aber doch nicht gesunken, er hatte sich wieder erholt und trieb nun als herrenloses Wrack sein beschauliches Dasein."

„Ja, aber wird ein solches, na, sagen wir mal Herumtreiberschiff nicht von jemand abgeholt?" fragte ich.

„Allemal, das sollte es", entgegnete der Kapitän, „nur gelingt es in sehr vielen Fällen nicht. Ganz abgesehen davon, daß man von dem Vorhandensein solcher vagabundierenden Schiffe zwar gelegentlich erfährt, sie aber zumeist nicht auffindet. Die Vorschrift sagt, wenn ein Seefahrer ein auf dem Meer herrenlos treibendes Schiff, gleich in welchem Zustand, antrifft, so hat er die Pflicht, dies der nächsten Küstenstation zufunken zu lassen. Von hier aus werden die Schiffe vor dem Herumtreiber, der immer Gefahren mit sich bringt, gewarnt. Außerdem wird das Fahrzeug und sein augenblicklicher Sandort dem in Newyork befindlichen interationalen Wrackbureau signalisiert. Dieses Bureau hat die Aufgabe, alle Wracks oder „Gespensterschiffe" in seine Listen aufzunehmen. Auf diese Weise erfahren die einstigen Eigentümer von ihrem verschollenen Schiff, erfährt es die Versicherungsgesellschaft und erfahren es d e Schiffe, die in der betreffenden Gegend kreuzen."

„So gibt es anscheinend viele solcher herumschaukelnden Wracks auf den Weltmeeren. Weiß man darüber etwas Genaueres?"

Darauf der Kapitän: „In den Listen des internationalen Bureaus sind schon gegen fünfzehnhundert schwimmende Wracks verzeichnet. Das heißt, solche, die bestimmt festgestellt und eingetragen wurden. Die wirkliche Zahl ist entschieden größer. Schätzungsweise rechnet man da mit dreitausend größeren oder kleineren Wracks. Jahrelang schwimmen diese Schiffe draußen herum. Sie sind nach dem Gesetz keines Menschen Eigentum mehr es gelüstet aber auch niemand danach. Sieht das herrenlose Fahrzeug schon ordentlich zerzaust aus, so kümmern sich die vorbeifahrenden Schiffe überhaupt nicht weiter darum. Sie müssen nämlich wissen, auch die Seefahrer haben es allemal eilig. Macht der „Fliegende Holländer" jedoch noch einen besonders guten Eindruck und ist die See still, dann stoppt man, setzt ein Boot aus und beguckt sich den Burschen. Ich habe da einige Erlebnisse..."

„Bitte! Vorher aber noch etwas Wärmendes!"

Der Wirt brachte frischgefüllte Gläser, und Kapitän Matthießen fuhr fort: „Als junger Offizier war ich das fünfte Jahr auf einem Ostindienfahrer, als uns ein großer Kahn entgegenschaukelte, der trotz unseres Signalisierens keinerlei Anstalten machte, seitwärts zu drehen. Unser Kapitän geriet in Besorgnis, wir verlangsamten den Kurs und hatten, da das fremde Schiff nicht näher kam, auch Gelegenheit, rechtzeitig abzubiegen. Wie staunten wir aber alle, als der Kapitän die überraschende Feststellung machte, daß er diesen heimatlosen „Holländer" schon vor zwei Jahren in dieser Gegend angetroffen hatte. —

In einem anderen Falle habe ich selbst einmal einen herumtreibenden Segler gesichtet, auf dem ich anderthalb Jahre zuvor gewesen und seine Eigenschaft als Schiff ohne Hafen festgestellt hatte. Diese Schiffe waren zwar arg mitgenommen, schwammen jedoch ganz ruhig daher. Auch zu einem guten Teil unter Wasser torkelnde Fahrzeuge, also Wracks, die niemand mehr betreten kann, habe ich auf meinen vielen Fahrten mehrfach gesehen. Das ist nichts Seltenes."

„Und der einstige Besitzer des fremden Schiffes? Hat der kein Interesse an einer Bergung? Dient man ihm nicht, wenn man ihm Mitteilung macht?"

„Keineswegs. Er hat, als sein Schiff für verschollen erklärt wurde, die Versicherungssumme ausbezahlt bekommen. Selbst wenn er wüßte, wo sich sein verschollenes Fahrzeug jetzt im Wrackzustande befände, er würde es nicht abschleppen lassen, könnte es auch gar nicht. Ihm ist es gleich, ob der Kahn auf dem Grunde liegt oder ob er noch schwimmt. Einen Wert hat er bestimmt nicht mehr. Nicht mal den des Verschrottens. Übrigens, bei den heutigen Schrottpreisen..."



Lustige Ecke





Er: „Warum weinst du, Liebling?"
Sie: „Ich kann es dir nicht sagen!"
Er: „Weshalb denn nicht, Liebling?"
Sie: „Es ist viel zu teuer!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p. beide in Bromberg.